

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 14 (1910)

Artikel: Das neue Museum für Kunst und Geschichte in Genf
Autor: Widmer, Johannes
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-575517>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Galerie Fol im neuen Museum für Kunst und Geschichte in Genf
(Phot. Lacroix fils, Genf).

Neben Erzählungen echt einheimischen Charakters, wie diejenigen von Jakob Boßhart, Alfred Huggerberger, Meinrad Lienert und C. A. Loosli, finden sich solche, die in keiner Weise schweizerisch anmuten, die aber nichtsdestoweniger eine charakteristische Note beitragen zur vervollständigung des Bildes unserer Kultur, die nun einmal ihre Fäden nicht allein aus dem eigenen Lande zusammensieht. Wir denken vor allem an die Beiträge der drei Aesthetiker unter uns Dichtern, Konrad Falke, Hector G. Preconi und Alexander Castel (Pseudonym von Willy Lang). Alle drei Novellen behandeln neue, interessante Probleme, alle drei sind fein ausgearbeitete bis ins Letzte abgewogene Kunstwerke, und alle drei erzählen von der zerstörenden Macht der Leidenschaft, der offen kämpfenden und der versteckt wühlenden. Während aber in

Preconis heizatmiger und Castels gedämpfter Geschichte Stil und Inhalt zur starken Einheit sich verbinden, zeigt sich in Falkes Novelle eine eigentümliche Diskrepanz zwischen der retardierenden, schwer wandelnden Sprache und der die atemlose Hast und den alles mitreißenden Wirbel des Großstadtlebens schildernden Erzählung. Aber das eigentliche Problem der Geschichte, der Kampf zwischen der natürlichen Leidenschaft und der kühlberechnenden Weltflugheit, wird uns vielleicht gerade durch diese Dissonanz zwischen Stil und Inhalt besonders eindrücklich gemacht.

Ungemein reich ist auch die Lyrik vertreten, und die ganze Stimmungsreihe, vom schalkhaften Augenzwinkern in Widmanns „Katechet“ bis zur grandiosen Gebärde in Falkes „Trilogie der Liebe“ — einer Dichtung von hinreißender Sprache und rührendem Ausklang — ist angetönt, und schließlich kommt neben der schönen Literatur des Essay auch heuer zu seinem Recht. Man braucht nur Carl Spitteler in Sachen der Musik aufschlußreiche, wenn nicht gar epochemachende Arbeit „Allegro und Compagnie“ zu nennen oder Eugen Ziegler's famose Casanova-Studie, die der Verfasser mit Heinescher Boshaftigkeit gerade dort schließen läßt, wo die Geschichte anfängt pikant zu werden, oder den, wenn auch sehr apodiktischen und inhaltlich problematischen, so doch interessanten Essay über die „wirtschaftliche Bedeutung der Form“ von Dr. Albert Baur und braucht nur zu erwähnen, daß neben der Borromäus-Enzyklopädie die Elektrifizierung der schweizerischen Bahnen ernsthafte Grörterung erfährt, daß der Reiseschriftsteller und der Psychologe, der Theologe und der Architekt zu Worte kommen, um einen Begriff von der erstaunlichen Reichhaltigkeit auch auf diesem Gebiete zu geben.

Man kann also ruhig sagen, daß in Naschers Jahrbuch nicht nur das Wollen, sondern auch das Können der hohen Aufgabe, die dies eigenartige Werk sich stellt, gewachsen scheint.

M. W.

Das neue Museum für Kunst und Geschichte in Genf.

Mit sechs Abbildungen.

Am 15. Oktober wurde das neue Museum für Kunst und Geschichte in Genf eröffnet. Ein stattliches, geräumiges, lichtes, nicht eben originelles Gebäude, beherbergt es überschwindend ausgedehnte Sammlungen. Die prähistorische, griechisch-römische und gallo-germanische, die mittelalterliche und neuere Archäologie und Wissenschaft findet ein herrliches Feld. Das Kunstgewerbe namentlich der letzten Jahrhunderte ist besonders an Spitäten, Goldarbeiten, Instrumenten entzückend dargestellt, während in den neuesten Stücken eine gewaltsame Zierfucht waltet. Für Kunstfreunde im allgemeinen ist wohl die Fülle von Werken der bildenden Künste am anziehendsten, die sich von Saal zu Saal mit steigender Bedeutung dehnt. Die Malerei vor allem ist nach einem eher mittelmäßigen Saal Jean Huber und einem zweiten und dritten nach A. W. Toepffer und F. Diday benannten Raum im Saal Calame auf schöner Höhe. Der sonst so historisch ausgerichtete Meister selbst enthüllt sich als Doppelheit. Denn neben den streng geformten Abendbildern im Sinn eines Ruysdael oder Lorrain sind Studien da, die ihn im Grund als einen Verwandten der Corot und Rousseau erscheinen lassen, und wer weiß, ob nicht die weiche Unmittelbarkeit des jüngern Menschen in Calame die ahnenverehrende akademische Melancholie des ältern aus dem Felde schlägt. Ebenso anregend ist auch der Saal Menn, der uns ganz bewußt in die Gesellschaft von Barbizon bringt, welcher sich Calame mehr nur, man kann nicht sagen

in dunklem, aber in geheimem Oranye genähert hat. Alle diese Hauptstreiter der Kunst in Genf sind reichlich von recht merkwürdigen Zeitgenossen umgeben. In hellen Haufen rücken die Schweizer aller Orte an, und so dicht ist ihr Gewimmel, daß es Sterne zählen hieße, wenn ich sie einzeln hier benennen wollte. Jeder mag sich seine Sternbilder selbst zusammenlesen:



Liotaard-Saal im neuen Museum für Kunst und Geschichte in Genf
(Phot. Lacroix fils, Genf).

es ist ihm hier volle, fast zu andeutungslos gelassene Freiheit gegeben. Es fehlen die so wohltätigen Kabinette, wie denn das ganze Museum mehr zum Brunk als zum Behagen gebaut ist. Nach Holländern, Spaniern, Engländern, Italienern folgen in zwei Sälen ältere und neuere Franzosen, die beide Glorien

der Sammlung sind. In Houdon, Pradier und Rodo gipfelt die Bedeutung der Skulpturenäle; die Monumentalität eines da von wird noch durch Stücke und Gestalten aus Hodlers Maignano gesteigert. So ist das Museum dank seinen Schägen eine unerschöpfliche Schatzkammer edler Bereicherung.

Dr. Johannes Widmer, Lausanne.

Dramatische Rundschau VIII*).

Volle drei Monate wird in Zürich wieder Theater gespielt; aber der Gewinn ist leicht zu überblicken. Selten brauchte es so lang, bis der Theispiskarren wieder in Gang kam: der starke Personalwechsel machte sich in den Leistungen außer unangenehmste bemerkbar und wirkte auch auf das Repertoire ein. Eine fatale Unlust bemächtigte sich vieler, die dem Theater sonst mit ehrlicher Sympathie gegenüberstehen; es schien, als sollte ein in der Berliner „Schaubühne“ über die letzte Spielzeit gefälltes Urteil nachträglich seine leidige Bestätigung finden — da zündete eines Abends wieder der Funke.

Doch ich will der Reihe nach vorgehen. Am 1. September eröffnete das Pfauentheater, die kleine Schauspielbühne des Stadttheaters, die Saison mit Kleists „Rätschen von Heilbronn“; die Vorstellung wirkte wie ein verzweifelter Griff nach Popularität à tout prix und ließ einen durch ihre stillose Vermischung von Illusions- und Releßbühne (die immer dort anfing, wo die Mittel aufhörten!) mit Wehmut an das Erlebnis der ersten „Gyges“-Aufführung zurückdenken. Im Stadttheater folgte bald darauf als Pendant Hauptmanns „Versunkene Glocke“; über dieses Stück kann man nicht mehr reden, sondern nur noch sich verwundern: es ist in seiner falschen Sentimentalität wohl das Schlechteste, was der Dichter der „Weber“ geschrieben hat. Eine Aufführung von Ibsens „Stücken der Gesellschaft“ im Pfauen stand auf der ganzen Linie unter Null; es wurde im grellsten Sudermannstil drauslos gespielt. Dann kam die erste Novität: „Taisun“ von Melchior Lengyel, das neueste Berliner Zugstück mit den drei Kardinalstugenden eines solchen, poetisch leer, dramatisch effektvoll und inhaltlich interessant. Ein in Paris wichtigen Studien obliegender Japaner, Dr. Tokeramo, erwürgt seine Maitresse, wie sie ihn einen gelben Affen nennt; aber damit er sein für die Heimat nützliches Werk vollenden kann, wandert auf Beschluß der Japanergemeinde ein junger Landsmann für ihn ins Gefängnis, und er trauert solange der ermordeten Kokotte nach, bis er vor seinem Schreibtisch an einem Herzschlag stirbt. Fräulein Klarenburg und Herr Marlitz exzellierten in diesem Reißer, hinter dem, wenn man genauer zusieht, an Stelle einer wirklichen Menschenseele nur die tantiemenlüsternen Augen des Autors stehen. Auf die Ausstattung hatte man soviel Mühe und Geld verwendet, wie das bei solchen aus Berlin bezogenen Stücken Brauch ist.

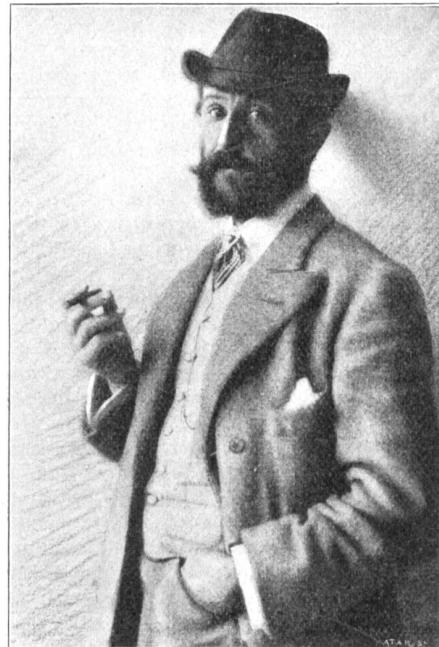
Aldann kam Otto Anthes mit seinem dreiaktigen Drama „Don Juans letztes Abenteuer“ zum Wort. Hätte das Stück bei uns seine Uraufführung erlebt, so wäre von einem Verdienst unserer Theaterleitung zu reden; es gelangte aber zu uns von Wien via Berlin, wo es merkwürdig gnädige Zensuren erhielt. Don Juan hat endlich das „richtige“ Weib gefunden, ein trozig-jungfräuliches Wesen, dessen Sinne er zu

wicken weiß; da sie eines andern Braut ist, bestellt er selbst den Bräutigam zu einer seiner Orgien und erdolcht sich, wie er sieht, daß die Seele der Geliebten unwandelbar ihrem Verlobten gehört. Der Haupteinwand gegen die Ausgestaltung dieses Motivs besteht darin, daß Don Juan seinen letzten Fang auch seinen Freunden überläßt, die er wie ein Liebesseminar um sich versammelt und mit mehr als einer Vorlesung beglückt. Ein Don Juan umgibt sich mit Weibern, aber nicht mit Studenten, die seine Rivalen werden können; das läßt den Begriff des Don Juan zum Widersinn werden und hebt ihn auf. Ist es bloß ein Zufall, daß Otto Anthes im Zivilleben — Oberlehrer ist?

Dieses Stück — sowie ein „Blauer Dunst“ betiteltes „Lustspiel“, das seinem Titel Ehre macht! — wurde auf der Pfauenbühne gegeben; das Stadttheater aber leistete sich die Uraufführung von Otto Hinnerks „Graf Ehrenfried“. Dem Stück, dem der Ruf vorausging, ein wirkliches Lustspiel zu sein, ward das Schicksal derer zuteil, die hundert Jahre zu spät kommen: wir glauben solche Waldromantik einfach nicht mehr, und nachdem das aus den oberen Zehntausenden sich rekrutierende Freitagspublikum dieses Lustspiel kühl ad acta gelegt hatte, ward es vom Montagspublikum unter Lachen begraben. Graf Ehrenfried lebt in seinem gänzlich zerfallenen Waldschloß glücklich, weil er mit seinen Getreuen sich alles Fehlende in der Phantasie vorstellt: Glockenklang, Hundegebell, Herdengeläut, Kanonenschüsse werden von dieser Schar Halbverrückter im gegebenen Fall auf die

heute noch kindern geläufige Art vorgetäuscht. Dabei ist der Graf aber doch nicht ganz zufrieden, sondern hat die Marotte, eine Tat tun zu wollen: er wird in die Hofgesellschaft des Kurfürsten geworfen und reitet dem Kurfürsten, ohne ihn zu kennen, bei einem Überfall durch Räuber das Leben. Sofort setzt die Hofkabale ein, wirft ihm abgekartetes Spiel vor, und tief gekränkt zieht er sich in seine Schloßruine und zu seiner Gänselfiesel zurück. Was dem Stück den Hals bricht, ist der Umstand, daß Graf Ehrenfried je länger je mehr nicht als überlegener Geist, sondern als ein Halbnarr unter Halbnarren wirkt und daß man, was lustig sein sollte, eigentlich als läppisch empfindet. Zuerst glaubt man den Autor auf dem Wege zu einem Lustspiel von Shakespeare'scher Derbyheit; aber schon vom zweiten Akt an wird die Führung der Handlung so fadenscheinig, daß überhaupt alles aus den Fugen geht. Mit einer außergewöhnlichen Rücksichtnahme hält sich die maßgebende Tagespresse an die poetischen Tugenden des Stükcs und vermeidet allzu genaue Grörlungen über seine dramatischen Qualitäten; im Publikum aber herrschte nur eine Stimme der Ablehnung, und es fehlte nicht an Meinungen, die von einer ungesunden Bevorzugung und Überschätzung der soge-

*) Vgl. oben S. 362 ff.



Daniel Baud-Bovy, der Konservator der Genfer Kunstsammlung (Phot. Lacoste fils, Genf).